

Besonnenheit

- 2.1 Sprachliche und sprichwörtliche Erwägungen – 20
- 2.2 Zur psychologischen Theorie – 22
- 2.3 Phänomenologie und Existenzanalyse – 26
- 2.4 Goethes »Die Wahlverwandtschaften« im Spannungsfeld zwischen Besonnenheit und Unbesonnenheit – 31
- Literatur – 34

Angesichts der Hilflosigkeit und der geringen Klugheit des Menschen auf der einen Seite und der Schwierigkeit seiner Lebensaufgaben auf der anderen Seite ist die Tugend der Besonnenheit für ihn besonders wichtig. Denn durch maßvolles und überlegtes Verhalten kann man die Macht der Umstände annähernd richtig einschätzen und sich mit ihnen so arrangieren, dass Schaden vermieden und Nutzen bewirkt wird. Schon in der Antike wurde daher der besonnene Mensch als ein erstrebenswertes Ideal hingestellt. Von ihm erwartete man nicht nur, dass er seinen Pflichten gegenüber der Polis gerecht werde, sondern auch am ehesten zur Glückseligkeit, dem ethischen Hauptziel, befähigt sei.

Tatsächlich ist eine Lebensführung nur dann im Gleichgewicht, wenn der Mensch neben einer gewissen Intelligenz und Solidarität auch das Charakteristikum der Besonnenheit aufweist. Dadurch eröffnet sich ihm der Weg zur Kultureinfügung. Denn die Entfaltung aller übrigen Seelenkräfte ist daran gebunden, dass im Denken und Handeln Überlegung waltet. Die philosophische Anthropologie tendiert dazu, im Besonnensein den Ursprung der Reflexionsfähigkeit und damit auch der Sprache zu lokalisieren. Das war schon die Meinung Johann Gottfried Herders im 18. Jahrhundert. Für den Psychologen und Menschenkenner ist es darum lehrreich, die Pädagogik und Psychologie der Besonnenheit zu studieren.

2.1 Sprachliche und sprichwörtliche Erwägungen

Die Erörterung eines psychologischen Themas sollte auch begriffsanalytisch vorgehen, denn die Sprache ist die älteste Psychologie der Menschheit. Kennt man die sprachlichen Bedeutungsnuancen eines Begriffs, hat man bereits einigen Einblick in seine Problematik überhaupt.

Die üblichen Bedeutungswörterbücher nennen als Synonyme für das Wort »besonnen«: be-

dächtig, erwägend, abwägend, gelassen, überlegt, ruhig, vernünftig, vorsichtig, achtsam und umsichtig. Das sind alles Eigenschaften, in denen Angst, Begierden und Affekte kaum je hervortreten. Wer gemäß den genannten Merkmalen denkt oder handelt, ist auf die Realität bezogen und nicht auf Phantome oder heftig begehrte Triebziele. Er ist im Wesentlichen ein »Homo sapiens«, ein durch Vernunft ausgezeichnetes Lebewesen.

Sein Leben vollzieht sich aus dem inneren Gleichgewicht heraus. Er befasst sich nicht nur mit den Bedürfnissen und Wünschbarkeiten des Augenblicks, sondern verwertet Erfahrungen der Vergangenheit und bedenkt mögliche Folgen in der Zukunft. Sorgfältig prüfend beurteilt er die faktischen Gegebenheiten und richtet danach seine Handlungsmaximen und Zielvorstellungen aus. Er ist offen (vernehmend) für die Welt, in der er lebt, und für die Mitmenschen, mit denen er sich verbunden fühlt.

Besonnenheit ist eine grundlegende Tugend und von daher ein Strebensziel für den auf das Ethos ausgerichteten Menschen. Man kann sich fragen, ob eine gediegene, moralisch fundierte Lebensführung ohne diese Qualifikation überhaupt möglich sei. Das von uns schon oft zitierte *Wörterbuch der Psychologie* von Wilhelm Hehlmann sagt über diesen Aspekt des ethischen Menschseins:

» **Besonnenheit**, der Zustand kontrollierter Wachheit unter Abschirmung sachfremder Affekte oder Triebregungen. Als Dauerhabitus einer Person schließt Besonnenheit sowohl Überblick als auch Mäßigung und ausgeglichene Emotionalität ein. In diesem Sinne galt sie den Griechen als Kardinaltugend (Sophrosyne) (Hehlmann 1968, S. 49). «

Eine Zitatsammlung (hrsg. von C. Greiff) bringt zu unserem Stichwort folgende Zitate aus der Weltliteratur: »Willst du einen Wächter haben, der vor Schaden wacht? Nimm dir einen an zum

Diener namens Wohlbedacht!« (Logau, *Sinn-gedichte*); Sophokles sagt in seiner *Elektra*: »Für Menschen ist der edelste Gewinn die Vorsicht und ein klug bedachter Sinn.«

Platon lässt im *Kriton* seinen Sokrates die Verhaltensregel formulieren: »Von je ist es meine Art, dass ich von meinen Regungen keiner anderen folge als dem Gedanken, der sich mir beim Nachdenken als der beste erweist.« Thomas Fuller soll erklärt haben: »Besonnenheit ist die seidene Schnur, die durch die Perlenkette aller Tugenden läuft.« Laotse meint: »Wenn zwei zusammenstoßen, siegt der Besonnene.« Ein deutsches Sprichwort behauptet lakonisch: »Besser unbegonnen als unbesonnen.«

Diese Kommentare zum Bedeutungsumfeld des Wortes Besonnenheit und die Zeugnisse der Dichtung oder der Weisheit der Völker lassen uns ahnen, dass unser Problem in zentrale anthropologische Fragestellungen führt. Daher werden wir zunächst die Philosophie konsultieren, die sich schon seit jeher mit der Stellung dieser Tugend im Menschenleben befasste; die Griechen machten hierin den Anfang.

In der platonischen Tugendlehre nimmt die »Sophrosyne« (Besonnenheit, Zucht und Maß) einen zentralen Platz ein. Ihr Parallelstück ist die »Dikaiosyne« (Rechtschaffenheit); Letztere bezieht sich auf den Umgang mit anderen, indes Erstere eher ein Verhalten sich selbst gegenüber anvisiert.

Zur Sophrosyne (auch gesunder Sinn) gehören Selbsterkenntnis und die Fähigkeit, sich mit den Augen der anderen zu sehen. In ihr liegt die Idee der Selbstbeherrschung sowie der Kontrolle über Affekte und Leidenschaften. Am Apollo-Tempel zu Delphi sollen die Worte in Stein eingemeißelt gewesen sein: »Nichts zuviel!« Das Maßhalten erschien den Griechen als eine der herausragenden Eigenschaften des vernünftigen Menschen; sie hatten diese Tugend, wie ihre Geschichte lehrt, bitter nötig.

Die Griechen sahen in den Trieben und Begierden nichts Böses oder Krankhaftes. Daher

meinten sie mit Selbstkontrolle gewiss nicht asketische Selbstvergewaltigung, sondern die Formung des inneren Menschen (»Paideia«).

Erst das Christentum hat den Sündenbegriff mit der menschlichen Triebhaftigkeit eng verknüpft. Das führte durch die radikale Unterdrückung der angeblich maßlosen Triebe zu anderen Maßlosigkeiten, als sie die sinnenfrohe Antike gekannt hatte. Man trieb die scheinbaren Laster mit Hilfe von scheinbaren Tugenden aus, die weithin selbst als lasterhaft anmuten.

Die Besonnenheit verlangt, sich redlich mit der Triebnatur des Menschen und seinen Affekten auseinanderzusetzen, um diese vitalen Kräfte in kulturelle oder soziale Ziele einmünden zu lassen. Man muss ein Gleichgewicht zwischen Trieb, Affekt und Wertempfinden herstellen. Dieses bleibt ewig labil und muss Tag für Tag aufs Neue errungen werden. Der zuchtvolle Mensch gestaltet sein Leben so, dass er die Forderungen von innen und außen nicht überhört und beiderlei in Harmonie zu bringen versucht.

So entsteht der charakterlich durchgebildete und gefestigte Mensch, den die Griechen schön und gut nannten. Er ist durch die Feinheit und den Reichtum seiner Gefühle gekennzeichnet; für ihn erst eröffnen sich die Wege zum glückseligen Leben.

➤ **Wo immer Besonnenheit zustande kommt, ist sie das Produkt einer langen und geduldigen Selbsterziehung. Dabei entsteht die Basis für die anderen großen Tugenden wie Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit.**

Nach altgriechischer Erkenntnis muss der Mensch diszipliniert werden, wenn er sich zum sittlichen Format erheben will. Der Erziehung fällt hier ein bedeutsamer Aufgabenbereich zu. Sie darf aber nicht glauben, dass Zucht und Maß allein schon den Wert eines Menschen ausmachen. Daher sagte Nicolai Hartmann in seiner *Ethik*:

» Die Schulung der Selbstüberwindung im Kleinen, die Erlernbarkeit des Gehorsams, der Zucht, die Erstrebbarkeit und Erwerbbarkeit der inneren Lebensform, die Gewöhnung an das Dominieren fester Willensziele über die schwankende Neigung, kurz die innere Disziplin, die schließlich in Selbstzucht, spontane Selbstbeherrschung und Selbstleitung einmündet – alles das ist von alters her der Pädagogik wohlbekannt. Die populäre Moral ist daher oft genug in den Fehler verfallen, die »Zucht« für die Sittlichkeit überhaupt zu halten. Das ist ebenso falsch wie die einseitige Moral der Gerechtigkeit oder Tapferkeit (Hartmann 1926, S. 438). «

Platon widmete seinen Dialog *Charmides* dem Thema der Besonnenheit. Er legte dabei vor allem den Akzent auf den Faktor der Selbsterkenntnis. Diese gelingt nur, wenn der Mensch unter dem Leitstern der Idee des Guten lebt. Nur der gute Mensch kann seelisch ausgeglichen werden, mäßigt seine Begierden und begreift die Grenzen, die ihm in seinem Tun und Wirken gezogen sind. Maßlos und unbesonnen wird jener Typus, der in der Dumpfheit seines Lebens und Erlebens irgendeiner Spielart der Hybris anheimfällt.

Auch Aristoteles bleibt in dieser Gedanken Spur, wenn er in der *Nikomachischen Ethik* den Standpunkt vertritt, jede Tugend sei eine Mitte zwischen zwei Extremen oder Schlechtigkeiten. Sparsamkeit ist in diesem Sinne die Mitte zwischen Geiz und Verschwendungssucht; auch die Besonnenheit ist vermittelnd zwischen Zügellosigkeit und Gefühllosigkeit.

Man hat gegen diese Proklamierung des goldenen Mittelweges oft polemisiert. Aber sie trifft etwas anthropologisch Reales, denn das Gefühl ist eine Mitte zwischen Begierde und Rationalität, und Gefühle sind die Domäne des ethischen Verhaltens. Der moralische Mensch ringt um Ausgleich zwischen inneren Gegensätzen und um Harmonisierung des äußeren Daseins.

2.2 Zur psychologischen Theorie

Charakterzüge wie Besonnenheit und Unbesonnenheit sind im menschlichen Seelenleben nie als isolierte Eigenschaften anzutreffen; sie sind eingebettet in Wesenszüge, die zu ihnen eine gewisse Verwandtschaft aufweisen. Es kommt zu einer Struktur, zu einer gegliederten Ganzheit, deren Teile sich wechselseitig bedingen. Dem forschenden Blick werden die tragenden Komponenten der strukturellen Totalität sichtbar. Diese herauszuheben ist die Kunst der phänomenologischen Betrachtungsweise.

Wir konzentrieren uns in erster Linie auf die Unbesonnenheit, wobei durch das Verständnis dieses Phänomens auch sein Gegenteil geklärt wird. Den Beobachtern ist aufgefallen, dass der unbesonnene Mensch vor allem durch drei Wesenseigentümlichkeiten gekennzeichnet ist: Er unterliegt sowohl seinen Ängsten als auch seinen Begierden und Affekten. Diese konstellieren in unterschiedlichen Mischungen das Bild der seelischen Chaotik, welcher das Maß weitgehend fremd bleibt.

■ Ängste

Sigmund Freud vertrat die Ansicht, dass im Zentrum aller psychopathologischen Zustände Ängste vorzufinden sind. Die Existenzphilosophen erweiterten diesen Befund und machten geltend, dass jeder Mensch mit dem Thema der Daseinsangst konfrontiert ist.

Je mehr es dem Einzelnen gelingt, seine Ängste als solche zu erkennen und Strategien zu entwickeln, sie zu überwinden oder zumindest in Schach zu halten, umso besonnener wird er im Leben stehen. Umgekehrt verengt sich für den Ängstlichen die Bandbreite seiner Wahrnehmungen und Handlungsmöglichkeiten, wodurch er zu Unbesonnenheiten aller Art neigt. Seine Urteile und sein Agieren sind von Sorgen und Befürchtungen durchsetzt und kaum noch von Bedacht und Vernunft geleitet.

■ Begierden

Bei den Begierden unterscheiden wir zwischen

- Machtgier,
- Geldgier,
- sexuelle Triebhaftigkeit und
- Anerkennungshunger.

Machtgier Machtlüsterne Menschen gibt es auf allen Stufen der Gesellschaftspyramide, selbst auf den untersten. Am deutlichsten jedoch zeichnet sich die Machthybris in den höheren Rängen ab. Man findet unter Politikern, Militärs und Wirtschaftskapitänen Charaktere, für die Macht und Ruhm die höchsten Lebenswerte darstellen. Sie sind vom dranghaften Bedürfnis getrieben, sich auszuzeichnen und andere Menschen unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

So viel Macht und Gewalt sie auch in ihren Händen vereinigen mögen, kommen sie doch nie zur Ruhe, weil sie im Grunde Gottähnlichkeit anstreben. Sie sind süchtig nach Herrschaft, so dass sie das Realitätsprinzip aus den Augen verlieren. Äußerlich legen sie sich eventuell die Maske der Besonnenheit zu, aber im Innern tobt der Durst nach Allmacht, der nie befriedigt werden kann. Man denke an die Diktatoren unseres Jahrhunderts, die Psychopathen der Macht in Reinkultur waren.

Geldgier Ähnliches findet man bei Wirtschaftsführern, deren zügellose Jagd nach Geld im Grunde eine Jagd nach »power« ist. Manche von ihnen gestehen freimütig, dass es ihnen gar nicht um wirtschaftliche Überlegenheit geht. Sie genießen es, hoch über anderen zu stehen und die Schicksale vieler in ihren Händen zu halten. Diesem Streben opfern sie nicht selten Glück und Gesundheit.

Sexuelle Triebhaftigkeit Auch der Sexus verträgt sich bei manchen Menschen in keiner Weise mit der Idee von Zucht und Maß. In diesem Bereich verhalten sich selbst kluge Menschen oftmals äußerst unbesonnen. Es besteht hier infolge von

Verdrängung und Verwahrlosung nicht selten ein Rationalitätsdefekt. Es rächt sich an zahllosen Charakteren, dass wir in einer Verdrängungskultur leben, die es uns nicht erlaubt, uns auf lebensfreundliche Weise mit diesem Grundtrieb auseinanderzusetzen.

Beispiele für die Unbesonnenheit »in sexualibus« sind tausendfältig. Wir erwähnen in diesem Zusammenhang das Problem der Schwangerschaftsverhütung. Trotz hundert Jahren Psychoanalyse und Sexualwissenschaft wissen heute noch nicht alle Menschen ausreichend Bescheid, wie sie sich vor unerwünschten Folgen des Geschlechtsverkehrs schützen können. Immer wieder begnügt man sich mit unzuverlässigen Verhütungsmethoden, die dann auch prompt zur Befruchtung führen.

Kommt es zu einem Schwangerschaftsabbruch, möchte man meinen, dass die Betroffenen daraus eine Lehre ziehen. Aber das ist oft nicht der Fall. Die gynäkologischen Fachleute zweifeln an der Möglichkeit, durch Aufklärung sichere Verhütungstechniken durchsetzen zu können. Sicherlich spielt hierbei auch die Religion eine verhängnisvolle Rolle. In den Entwicklungsländern ist die Bevölkerung arm, analphabetisch und frommgläubig, so dass von dorthier eine zukünftige Bevölkerungslawine als unvermeidlich prognostiziert werden kann.

Auch die Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten enthält weithin den ätiologischen Faktor der Unvernunft. Wer Promiskuität oder Verkehr mit Prostituierten bevorzugt, kann sich irgendwann mit einem venerischen Leiden infizieren. Im triebhaften Drang wollen und können viele nicht daran denken, dass es solche Erkrankungen überhaupt gibt. Oder es steckt dahinter die narzisstische Überzeugung: »Einem Menschen wie mir kann nichts passieren!«

Ähnlich schwierig ist es, Besonnenheit und Vernunft in der Partnerwahl zu praktizieren. Wie man Partner wählt und wie man eine Partnerschaft gestaltet, ist selten ein Ausdruck von Lebensklugheit und Reife, sehr oft jedoch ein

Symptom von Neurose, Lebensangst und unbewusstem Machtwillen. Thomas Mann hat in einem Aufsatz um 1920 über das Thema Ehe (angeregt durch eine Veranstaltung des Grafen Keyserling in seiner Darmstädter *Schule der Weisheit*) eindrücklich gesagt, dass es einen erheblichen Unterschied ausmacht, ob man einen Partner für ein Abenteuer bzw. ein kurzfristiges Verhältnis oder aber für eine lebenslange Bindung sucht. Er selbst war in der Partnerwahl ungemein besonnen, und der alte Schriftsteller hat dankbar eingestanden, dass er sein Lebenswerk ohne den Beistand von Frau Katia nie zustande gebracht hätte.

Anerkennungssucht Beim Stichwort Anerkennungssucht denken wir an eitle Menschen, die jedem Lob und Applaus bis zur Erschöpfung nachlaufen. Dieser Drang kann so groß sein, dass für solche Charaktere nur jene Mitmenschen akzeptabel sind, die ihnen uneingeschränkt huldigen. Wer Kritik oder Vorbehalte gegen sie hat, kommt als Beziehungsperson für sie nicht in Betracht.

Ein sicheres Diagnostikum für fieberhaften Anerkennungshunger ist die Dialogunfähigkeit dieses Typus. Er pervertiert in seinem Narzissmus jedes Gespräch in einen Monolog, in dem er sich selbst glanzvoll darstellen will. Das Gegenüber wird in die Rolle eines reinen Zuhörers verwiesen. Wie monomanisch solches Über-sich-selber-Reden sein kann, illustriert treffend die folgende Anekdote:

» Ein Schriftsteller trifft einen Freund, den er schon seit langem nicht mehr gesehen hat. Fast zwei Stunden lang spricht er über sich selbst ohne Punkt und Komma. Dann aber hält er verblüfft inne und sagt: »Wie unhöflich von mir! Ich lasse Dich überhaupt nicht zu Wort kommen. Jetzt musst Du endlich auch über Dich sprechen. Sag' mal, was hältst Du von meinem neuesten Buch?« «

■ Affekte

Über das Wesen der Affekte haben wir uns schon mehrfach geäußert. Wir halten sie für Kompensationen einer gefühlten Minderwertigkeit, die zur Macht hinstreben. Das ist leicht an einigen – im Folgenden beschriebenen – grundlegenden Leidenschaften oder affektiven Charakterzügen aufzuzeigen.

Eifersucht Wie maßlos und unbesonnen eifersüchtige Menschen sein können, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der Eifersuchtskranke nimmt jeden Verdacht eines Treuebruchs bereits für eine Bestätigung. Er wütet gegen den Partner, dessen Liebe er sich sichern und erhalten will. Streitend und herrschsüchtig wirbt er/sie um Zuneigung, was ein Widerspruch an sich ist. Aber die Leidenschaft des Misstrauens beherrscht den Eifersüchtigen, und er opfert das Glück in der Liebe dem Dämon, dem er anheimgefallen ist.

Neid Auch der Neid entbehrt der Vernunft und des Maßes. Er sieht den eigenen Besitz als klein und unscheinbar an; was andere haben, ist allein wertvoll und imponierend. Der Neidaffekt wird zur verzehrenden Leidenschaft, von welcher der Betroffene nicht loskommt. Im Gegenteil: Immer und überall hält er sich die eigene Benachteiligung und die Begünstigung der anderen vor Augen, bis ihm das Neidfieber zur süßen und qualvollen Gewohnheit wird.

Stets wird der Neid durch Passivität verstärkt. Der Neidische strengt sich nicht an, um mit den beneideten Menschen gleichzuziehen; ihm genügt es, wenn er hasserfüllt Welt, Schicksal und Mitmenschen anklagen kann. Ähnlich wie die Eifersucht ist der Neid selbstzerstörend und löst menschliche Bindungen auf.

Geiz Geiz und Maß sind ebenfalls kontradiktorisch. Man pflegt nie zu beobachten, dass der Geizhals in seinem leidenschaftlichen Besitz-

streben zufrieden wird, wenn er genug Geld und Besitz hat. Er will immer mehr, und das, was er noch nicht hat, reizt seine Begehrlichkeit. Eher fasst er den eigenen Untergang ins Auge, als dass er sich von seinem Hab und Gut, von seiner »Geldkassette« (man denke an Molières Harpagon) trennt.

Hass Unbesonnen ist auch der Hass. Er will die Vernichtung seines Objektes, und koste es das eigene Leben. Hass ist Destruktionsbegierde, ein wilder Affekt, der aus der Verzweiflung an der eigenen Impotenz und Unzulänglichkeit erwächst. Hass ist mit Neid, Eifersucht und ähnlichen Regungen verwandt.

Zorn und Wut Abschließend sei noch auf Zorn und Wut verwiesen, welche direkte Manifestationen des Machtbedürfnisses sind. Solche Menschen sind fast andauernd auf Selbstdurchsetzung gestimmt, ohne Rücksicht auf andere. Begegnen sie Widerständen, wollen sie diese mit Gewalt aus dem Wege räumen. Sie kennen nicht den konzilianten und kompromissbereiten Dialog; alles soll sich ihren Ansprüchen fügen.

Dahinter liegt oft eine soziale und innerseelische Gehemmtheit, also Unbeholfenheit. Das erlebt der Betroffene allerdings nicht so, sondern er missdeutet seine permanente Aggressivität als starkes Temperament oder Vitalstärke. Eine analytische Betrachtungsweise jedoch zeigt, dass Wut und Zorn in der Regel ruhelose Überkompensationen von erheblichen Minderwertigkeitskomplexen sind.

Als Gegenprobe zu unseren obigen Überlegungen kann man die sozial verbindenden Charakterzüge oder Gefühlshaltungen auflisten, die nach unseren Überlegungen logischerweise mit der Besonnenheit korrelieren müssen. Wer besonnen ist, wird vermutlich auch folgende Wesenseigenschaften in sich tragen:

- Freude,
- Mitgefühl,
- Arbeitsfähigkeit und Liebesfähigkeit,

- Vernunft und Humor,
- Geduld,
- Wohlwollen und Sozialinteresse im weitesten Sinn.

Freude Freude entspringt einem inneren Freiheitsgefühl, der Verankerung in der Realität mit allen ihren Möglichkeiten der Expansion und Selbstwertsteigerung. Sie steigt auf aus dem gelingenden Leben und ist Resultat der Wertverwirklichung irgendwelcher Art. Sie mäßigt Affekte und Begierden und stabilisiert das Ich. Daher ist sie mit Besonnenheit verwandt und verwoben.

Mitgefühl Mitgefühl (Mitleid) galt für Arthur Schopenhauer als die ethische Grundtugend. Der mitfühlende Mensch durchbricht das Individuationsprinzip und empfindet angesichts des Mitmenschen die Richtigkeit des indischen Weisheitswortes: »Das bist Du!« Durch diese fast kosmische Solidarität entsteht wiederum innere Sicherheit, die zur Besonnenheit führt.

Arbeits- und Liebesfähigkeit Arbeits- und Liebesfähigkeit, von Freud zu Kriterien der psychischen Gesundheit erhoben, sind hohe ethische Qualifikationen. Sie festigen die Persönlichkeit des Menschen. Die Person erhält durch sie Zeit überdauernde Aufgaben, die ihre Existenz konsolidieren. Arbeitend und liebend synthetisiert der Mensch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Vernunft und Humor Vernunft und Humor sind geistige Dimensionen des menschlichen Daseins. Auch sie entspringen der Besonnenheit, dem eigentümlichen Zustand des Schwebens über den gegebenen Verhältnissen, welche der Mensch vernünftig oder humorvoll transzendiert.

Geduld Der geduldige Mensch weiß um die Komplexität etwaiger Lebensaufgaben und ak-

zeptiert, dass für deren Lösung viele und wiederholte Schritte von Lernen und Entwicklung nötig sind. Geduld bewirkt daher ein besonneneres Gestalten der eigenen Existenz.

Wohllollen und Sozialinteresse Auch Wohllollen und Sozialinteresse machen den Menschen realitätstüchtig. Aus ihnen bezieht er die Kraft, das eigene Dasein klug zu planen und schöpferisch zu gestalten. Ihre Wurzeln liegen im »Common Sense«, den Alfred Adler als Ausdrucksform des Gemeinschaftsgefühls beschrieben hat.

2.3 Phänomenologie und Existenzanalyse

Es gibt schier unendlich viele Unbesonnenheiten des Menschen. Wir haben diese durch eine Art phänomenologischer Betrachtungsweise auf drei Elementarstrukturen zurückgeführt: Angst, Begierde und Affekte (Leidenschaften). Sofern diese genannten Motivationen im Seelenleben dominant sind, kann der Mensch nicht besonnen sein.

Wenn wir den phänomenologischen Blick noch gründlicher und genauer auf unserem Phänomen verweilen lassen, können wir dann noch tiefere Fundierungen entdecken? Diese Frage zielt darauf ab, das Unbesonnensein in der Grundverfassung der menschlichen Existenz überhaupt zu verankern.

■ Seinsweise des Menschen

Hier hilft uns ein Gedankengang von Martin Heidegger weiter. In seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* (1927) analysiert er die Seinsweise des Menschen und arbeitet deren Existenziale heraus, also die Kategorien des Seins, die für den Menschen (vom Philosophen als Dasein bezeichnet) charakteristisch sind.

Geworfenheit des Daseins Ein solcher Fundamentalfund ist die Geworfenheit des Daseins.

Das ist ein Begriff aus der Gnosis im Altertum. Dass der Mensch geworfen ist, besagt eigentlich nur, dass er irgendwann zum Bewusstsein erwacht und sich an einer beliebigen Stelle des Raumes und der Zeit zufällig vorfindet. Er hat nicht gewählt, wo und wann er existieren wird. Das kann man in das Bild fassen, dass man gleichsam von irgendwoher in die Welt hineingepflanzt wird und die Aufgabe übernimmt, aus der Zufälligkeit der Existenz etwas Gehaltvolles zu machen. Nach Heidegger reagiert das Dasein auf das Geworfensein mit einem persönlichen Entwurf, mit Zielen, Zwecken und Werten, welche der primären Absurdität einen Sinn geben.

Existential des Verfallens Aber dieses Sich-Entwerfen zum Selbstsein ist mühsam und wird daher von den meisten gemieden. Für den bequemeren Teil der Menschheit kommt das Existential des Verfallens in Betracht. Man verfällt an die Macht der Gegebenheiten und Umstände und versäumt es, das eigene Selbst zu entwickeln. Man wird ein Spielball der äußeren Rahmenbedingungen der Existenz und lebt nicht aus sich heraus, sondern wird von den Umständen gelebt. In dieser Konstellation ist es fast unmöglich, die Tugend der Besonnenheit zu entwickeln.

Selbstentfremdung Diese Beschreibungen Heideggers wurden seinerzeit sehr gerühmt, aber sie waren im Grunde nicht neuartig. Sie visierten ein Phänomen an, welches die Philosophie seit langem als Selbstentfremdung kennt. Seit dem Anbruch der Neuzeit haben Denker darauf verwiesen, dass der Mensch dazu neigt, sein Selbst aus den Augen zu verlieren und sich durch fremde Mächte und Instanzen bestimmen zu lassen.

■ Manifestationen des Verfallens und der Selbstentfremdung

Von Bacon über Helvétius, Schopenhauer, Feuerbach, Nietzsche, Marx und bis zu den Soziologen der letzten hundert Jahre spannt sich der Bogen jener illustren Autoren, die uns klarge-

macht haben, dass Selbst- und Personsein beim Menschen etwas Seltenes ist. Eher schon kommt Vermassung und Entfremdetsein vor, und wer sich selbst verloren oder noch nie gefunden hat, kann in ethischer Hinsicht meist nur eine eingeschränkte Daseinsform realisieren.

Vielleicht verstehen wir an dieser Stelle noch deutlicher, warum die Unbesonnenheiten des Menschen in den Ängsten, Begierden und Affekten gründen. Alle drei seelischen Phänomene sind Manifestationen des Verfallens und der Selbstentfremdung. Sowohl im Zustand der Triebhaftigkeit und der Affektivität als auch der Verängstigung verliert sich das Subjekt an seine Objekte. Es kommt nicht zu einer Interaktion von Personen, sondern anstatt eines Ich-Du-Verhältnisses zu einer Ich-Es-Beziehung, welche die Persönlichkeit leer ausgehen lässt.

Hegel sagte mit Recht, dass jede Begierde ihren Gegenstand verbraucht. Auch die Affekte lassen ihre Objekte nicht frei existieren, sondern wollen sie überrennen, manipulieren und beherrschen. Der Ängstliche schließlich befindet sich tendenziell immer auf der Flucht und verliert somit die menschlichen Beziehungen aus den Augen.

So liegt denn in Angst, Begierde und Affekt ein Verlust von Frei- und Personsein, wobei dies nicht ohne Einwilligung des Subjekts geschieht. Für den Laien ist dieser Gedanke nicht leicht zumutbar, aber er beschreibt einen psychologischen Sachverhalt:

» Wo der Mensch ängstlich, begehrlisch und affektgeladen reagiert, hat er zuvor seine Freiheit abgetan und an die Welt der Objekte verkauft. «

■ Personsein

Wenn Besonnenheit zum Tragen kommen soll, muss der Mensch Person im eigentlichen Sinne des Wortes werden. Das Personsein wird ihm nicht geschenkt. Er muss eigene, unermüdliche Anstrengungen einsetzen, um die Persönlichkeit

zu entfalten. Das geschieht in jedem Fall gegen den hartnäckigen Widerstand der stumpfen Welt. Denn die Gesellschaft und die lieben Mitmenschen haben es nicht gern, wenn einer Persönlichkeit anstrebt. Damit stört er den üblichen Ablauf der gesellschaftlichen, ökonomischen und zwischenmenschlichen Vorgänge. Er wird sperrig und kann nicht so leicht manipuliert werden, wie man es haben will.

Person ist Du sagendes Ich. Sie wächst in echten emotionalen Beziehungen heran und kann nur durch eine starke Emotionalität existent bleiben. Des Weiteren lebt die Person in ständiger Beziehung zur Welt der Werte; ein wertblindes Existieren wird in der Selbstentfremdung verharren. Sodann gehört zum Personsein die möglichst integrale Entfaltung der Sinndimension menschlicher Existenz.

➤ **Nur wo Sinn erlebt, erkannt und realisiert wird, hat Persönlichkeit die Atmosphäre, die sie zum Leben und zu ihrer weiteren Entwicklung benötigt.**

Es ist kein Zufall, dass Besonnenheit und Sinn etymologisch an dieselbe Sprachwurzel erinnern. Jede scharf blickende Menschenbeobachtung zeigt, dass jene, die durch Erziehung und Lebensumstände an Sinn-Blindheit leiden, durchaus nicht besonnen sein können. Sie existieren gewissermaßen in einem existentiellen Vakuum oder leiden, wie Viktor Frankl sich ausdrückte, an einer existentiellen Neurose. Sinnmangel führt unweigerlich zum Person-Abbau und ist Quelle tief liegender Angsterfahrungen.

➤ **Wir vertreten demnach die These: Die unbesonnene Lebensführung gründet in einem personalen Manko, einer Einbebnung und Nivellierung des menschlichen Daseins, das im Verfallen an Umwelt, Tradition und gesellschaftliche Zwänge die Geburt des Selbst versäumt hat.**

Daher nützt es wenig oder gar nichts, wenn man einen Menschen wegen seiner unbesonnenen Taten und Handlungen kritisiert. Er ist nicht in der Lage, sein chaotisches Tun und sein nihilistisches Treiben nach Wunsch abzustellen. Er muss in seinem Personsein gestärkt und angehoben werden, damit er zur umfassenden Selbstbesinnung gelangt und daraus die jeweiligen Formen des Besonnenseins ableiten kann.

■ Psychotherapieziele

Psychotherapie in unserem Sinne bedeutet, durch Selbsterforschung des Patienten, durch Dialog und Interaktion mit dem Analytiker und Erkenntnis des gesamten Lebenszusammenhangs das Personsein zu begünstigen und dadurch Änderungen im Verhalten zu ermöglichen. Der Patient soll sich im Laufe der Zeit aus dem Wust seiner Lebensbedingungen herausarbeiten, seine innere Eigenständigkeit erfahren und im Blick auf die Wertwelt und die Realität ein gehaltvolles Dasein zustande bringen. Neurose ist Selbstverlust, und die Heilung muss auf die Gewinnung des Selbstseins hinzielen. Das ist nicht denkbar ohne eine gewaltige Schulung in der Besinnlichkeit und Nachdenklichkeit. Aus einem triebhaft reagierenden, affektgeladenen und verängstigten Menschen muss ein halber oder ganzer Weiser werden, der zu weitreichender Sicht und Umsicht im verwirrenden Menschenleben befähigt ist.

Versagung Nach dem Konzept von Freud soll die seelenärztliche Behandlung wesensmäßig eine konstante Einübung in Besonnenheit und Vernunft sein. Das wird in der Regel unter dem Stichwort Therapie in der Versagung abgehandelt. Der Patient soll in der analytischen Kur auf seine primitiv-triebhaften, affektiven und ängstlichen Verhaltensmuster nach Möglichkeit verzichten lernen; reflektieren anstatt agieren ist die Parole.

Man darf als Analysand in der Psychoanalyse alle nur denkbaren Gedanken, Gefühle

und Affekte äußern, aber sofern man sie agiert, stört man empfindlich den Gang des Selbst- und Fremdverstehens und die Einordnung des psychischen Materials in übergreifende Zusammenhänge.

Nach Freud ist es ein Triumph der Analyse, wenn der Patient weitgehend auf jegliches Agieren seiner Probleme, Konflikte und Komplexe verzichtet. Er soll in der Zeit der Behandlung mit seinem Mentor zusammen sein Leben der Reflexion unterwerfen, die allein eine grundlegende Veränderung des seelischen Instrumentariums erlaubt.

Wie oft handeln die Analysanden diesem weisen Gebot entgegen! Sie können es einfach nicht lassen, ihre inneren Nöte in Taten und Untaten umzusetzen, da sie im Allgemeinen in der Kunst des Nachdenkens und der Zukunftserwägung unbeholfen sind. Freud riet seinen Patienten sogar, im Verlauf der analytischen Kur keine lebenswichtigen Entscheidungen bezüglich Beruf, Liebe, menschlichen Umgang und Geldfragen zu treffen; man solle den Erfolg der Analyse abwarten und dann erst sein Dasein umordnen und revidieren.

Man predigt jedoch Fischpredigten, wenn man derlei vom Patienten verlangt. Der heilige Antonius von Padua konnte so wundervoll predigen, dass die Fische im Meer zum Ufer schwammen, um seine edlen Gedanken anzuhören. Dabei hörten sogar die Raubfische auf, die anderen Fische zu verfolgen und zu fressen. Aber wenn der Heilige geendet hatte, ging alles von Neuem los; es wurde wieder gejagt und geflüchtet, und das große Fressen nahm kein Ende.

Ähnlich sind auch die Analysanden in der therapeutischen Sprechstunde gutwillig und geloben, ein besonnenes Leben zu führen. Sind sie aber wieder draußen im Leben, wollen sie wieder alles schnell und nach ihrem Kopf haben. Sie begehen Unbesonnenheiten, deren Klärung oft Wochen und Monate der Analyse in Anspruch nimmt.

Sprechen und Handeln Die Therapie strebt an, die unbesonnenen Patienten zu lehren, im Sprechen und Handeln vernünftig zu werden. Seit ihren Anfängen ist die analytische Kur eine Behandlung im Medium der Sprache. Sie leitet den Patienten dazu an, seine sprachlichen Äußerungen in Übereinstimmung zu bringen mit den inneren und äußeren Sachverhalten seines Lebens. Er soll nicht nur exakt sagen können, woran und worunter er leidet, sondern auch mit seinem therapeutischen Mentor den Kosmos der menschlichen Kommunikation assimilieren. Man spricht miteinander, um einen Brückenschlag zwischen Ich und Du zu vollziehen. Des Weiteren soll man sich an der Wahrheit orientieren, denn ohne diese ist sprachliches Kommunizieren bedeutungslos.

Der unbesonnene Patient begreift das anfänglich kaum und inkliniert dazu, aus der menschlichen Rede Geschwätz zu machen. Man plappert so leicht dahin, als ob das Reden keine Folgen und Konsequenzen hat. Es ist erstaunlich, wie viel die Menschen sich selbst und anderen durch unbedachte Worte Schaden zufügen. Man kann sich manchmal regelrecht um sein Glück und sein Leben reden. Vor allem seelisch gestörte Menschen übernehmen viel zu wenig Verantwortung für das, was sie ihren Mitmenschen sagen.

Ebenso wichtig ist aber auch das Handeln im menschlichen Dasein. Hier scheitert fast jeder neurotisch Erkrankte, da er sich nicht genug in der Realität verankert. Handelnd greift der Mensch in den Gang der Dinge und Geschehnisse unwiderruflich ein. Was man getan hat, ist in den objektiven Weltzustand eingegangen und kann nicht mehr zurückgeholt werden. Unbesonnene Menschen wollen das nicht wahrhaben und verhalten sich oft so, als ob es auf ihre Taten nicht ankäme. Sie fallen dann aus allen Wolken, wenn man sie für ihr Tun haftbar macht. Das ist eben das Realitätsprinzip, das in der Neurose und anderen psychischen Anomalien so hartnäckig gelegnet wird.

Will nun der Therapeut den Patienten Besonnenheit nahebringen, darf er ihnen diese nicht nur verbal explizieren, sondern muss sie ihnen regelrecht vorleben. Das geschieht hauptsächlich in den Schicksalen und Schwankungen der Übertragungssituation.

➤ **Die psychoanalytische Regel sagt: In der Handhabung von Übertragung und Gegenübertragung liegt die wesentliche Meisterschaft eines Analytikers. In der Art, wie er die Übertragungskämpfe mit seinem Analysanden durchsteht, kann er ihm mehr helfen als mit erzgescheiten Deutungen und raffinierten Interpretationen.**

Da Freud das Ideal eines besonnenen Therapeuten vorschwebte, empfahl er den Psychoanalytikern, kühl und unbeteiligt wie ein Spiegel die Äußerungen und Verhaltensweisen des Patienten widerzuspiegeln. Diese Forderung enthält eine Übertreibung; sie verleitet so manche Seelenärzte dazu, emotional abzuschalten und eine rationale Fassade aufzubauen. Freud selbst war übrigens alles andere als kühl und unbeteiligt; seine Analysanden haben davon berichtet, dass er mit Leidenschaft auf seine Klienten reagierte und nur phasenweise die nüchterne Forscherhaltung hervorkehrte.

Aber es ist wahr: Besonnenheit und Maßhalten ist eine Tugend, die jeder Analytiker bitter nötig hat. Denn die Analysanden wollen ihn dazu verleiten, aus seiner Überlegenheitsrolle auszusteigen. Sie selbst wollen das Geschehen steuern, und wenn es auch in Richtung aufs Chaotische und Nihilistische wäre.

■ Gelassenheit

Eine Steigerung erfährt die Tugend der Besonnenheit in der Gelassenheit, die sich der Analytiker im Laufe seiner Berufsausübung zulegen sollte. Gelassenheit ist die Antithese zum technisch-rationalen Machen- und Verfügen-Wollen. In der Therapie besteht sie darin, dass der

Therapeut auf jegliches Suggestieren-Wollen verzichtet. Er muss seine Analysanden im Grunde sein lassen, wie sie sind; nur so kann er sie allenfalls bessern und fördern. Wer mit seinen beschränkten Konzepten an andere herantritt, um sie willentlich umzuformen, wird in der Regel früher oder später scheitern. Steht man aber dem eigenwilligen und eigensinnigen Patienten fürsorglich zur Seite, entfaltet dieser von selbst Entwicklungs- und Veränderungstendenzen, die heilsam sein können.

In Erziehung, Partnerschaft, Alltag und Psychotherapie ist die Gelassenheit von hohem Nutzen. Sie entspricht der Gesinnung, sich dem Mitmenschen verstehend und helfend zur Verfügung zu stellen, aber dabei nichts zu wollen und nichts zu erzwingen. Man geht davon aus, dass jeder Mensch in seiner unausrechenbaren Individualität eine Art Geheimnis ist und bleibt.

Jedes Bild, das man sich von einem menschlichen Gegenüber macht, greift irgendwie zu kurz und kann dem anderen nie ganz gerecht werden. Daher soll man offenbleiben für die unergründliche und doch teilweise erkennbare Wesensart des Du, die man sein lassen darf wie sie ist, um sie zu entwickeln. Gelassenheit entspringt wie die Besonnenheit dem inneren Freisein des einen und begünstigt zwangsläufig die Freiheit des anderen.

Fast jeder erfahrene Therapeut wird im Laufe der Jahre ein halber Stoiker. Ob er es will oder nicht, strebt er die Ataraxie oder Meeresstille des Gemüts an, das sichere Gleichgewicht, aus dem heraus er den triebhaften, affektgeladenen und angsterfüllten Schilderungen seiner Patienten ruhig zuhören kann. Die Stoiker lebten nach der Maxime »Dulde und entbehre«. Das ist dem Analytiker nur teilweise zu empfehlen, aber ein Ingrediens von Geduld und Leidensbereitschaft ist in diesem Metier kaum zu entbehren.

Geduld und Gleichmut müssen durch kraftvolle Entschlossenheit ergänzt werden. Wir können uns einen besonnenen, maßvollen Analytiker nicht denken ohne ausgeprägte Willenskraft

und Selbstsicherheit. Ist doch jede Therapie ein Ringen zweier Willenskräfte, wobei der Patient weithin auf Auflösung von Form und »Entwerden« tendiert, indes der Therapeut Formgebung und Werdensfreude in Gang setzen will. Nicht selten hat der Erstere jedoch den längeren Atem und die größere Durchsetzungskraft; dann aber fehlt es dem Letzteren an Zucht und Maß, und er hat eventuell nicht den richtigen Beruf gewählt.

Die von Freud und anderen geforderte lebenslange Selbstanalyse des Analytikers soll dessen Besonnenheit, Kenntnisreichtum und kulturellem Format dienen. Ohne diese Faktoren ist Seelenheilkunde illusionär. Wir haben gesagt, dass der besonnene Therapeut zu einem halben Philosophen und Weisen werden muss. Ähnlich könnte man auch formulieren, dass er ein halber oder ganzer Künstler sein soll. Echte Künstler sind Meister im Besonnen- und Gelassensein. Die Art, wie sie ein Werk mühevoll und umsichtig vorbereiten, um dann auf die eigentliche Inspiration geduldig zu warten, ist vorbildlich für alle, die nach Lebenskunst im wahren Sinne des Wortes streben.

Beim Künstler nennt man das Austragen von Ideen und Gestaltungsplänen Inkubation; das erinnert an die Schwangerschaft, die ja auch nicht nach einem rational und voluntaristisch festgesetzten Zeitplan verläuft. So wie Tiere und Menschen beim Schwangersein in eine eigentümliche Ruhe übergehen, welche dem organischen Werdensprozess entspricht, der in ihnen stattfindet, darf auch der besonnene und maßvolle Mensch still und bedächtig alles in sich reifen lassen und keine Früchte grün vom Baum pflücken wollen. Es gibt offenbar ein Lebens-tempo und einen Wachheitsgrad, die für seelische und geistige Reifungsvorgänge gültig und förderlich sind.

Wir beenden unsere Darlegungen mit einer Fallstudie zum Thema Unbesonnenheit. Durch die Erläuterung der Untugend kann man die konträre Tugend sichtbar machen. Wir wählen hierzu einen Text von Goethe.

2.4 Goethes »Die Wahlverwandtschaften« im Spannungsfeld zwischen Besonnenheit und Unbesonnenheit

Im Jahre 1809 veröffentlichte Goethe seinen Roman *Die Wahlverwandtschaften*, der in seinem Gesamtwerk eine eigenartige Stellung einnimmt. Es handelt sich um einen Liebes- und Eheroman, der tiefgreifende psychologische Analysen enthält. Unter den Literaturhistorikern wird die These vertreten, dass Goethe mit diesem Text geradezu das Genre des analytischen Romans begründet hat.

Aus der reifen Lebenskenntnis seines Alters und eigener leidvoller Verstrickung und Entsagung hat Goethe in diesem Buch Menschen-schilderungen zustande gebracht, deren Feinsinn kaum überboten werden kann. Uns interessieren vor allem die Charakterologie der Romanfiguren und das Beziehungsschicksal, das sich aus dem Zusammenspiel der Charaktere ergibt.

■ Romansituation

Die Romansituation sei nur ganz kurz rekapituliert. Goethe schildert die Ehe zwischen dem reichen Baron Eduard, der in den besten Mannesjahren steht, und seiner etwa gleichaltrigen Gattin Charlotte. Beide Partner führen eine Zweitehe; sie haben sich zwar schon als junge Menschen geliebt, konnten aber damals nicht heiraten. Eduard musste auf Wunsch seiner Eltern eine vorteilhafte Ehe mit einer ziemlich älteren Frau eingehen, und auch Charlotte band sich an einen zwar geachteten, aber nicht geliebten Mann. Da die beiden anderen Partner starben, trafen sich Eduard und Charlotte als gereifere Menschen wieder und zogen aus der nunmehrigen Unabhängigkeit jene Konsequenzen, die sich aus der Zeit überdauernden Liebe ergaben.

Sie sind behaglich eingerichtet auf ihrem schönen und großzügig angelegten Besitztum und genießen ein friedliches, stilvolles Zusam-

menleben. Charlottes Tochter Luciane und ihre Pflögetochter Ottilie sind einem Erziehungsinstitut übergeben worden. Die Ehe zwischen Eduard und Charlotte ist kinderlos geblieben.

Da Eduard sich offenbar langweilt, möchte er seinen Freund, der einfach als Hauptmann bezeichnet wird, als Dauergast auf sein Gut einladen. Charlotte widerstrebt diesem Vorschlag, da sie befürchtet, dass das Gleichgewicht zwischen ihr und ihrem Gatten durch das Hinzutreten eines Dritten gestört werden könnte. Da aber Eduard auf seinem Ansinnen beharrt, bedingt sie sich aus, dass man Ottilie aus dem pädagogischen Institut nach Hause nehmen solle; so werde man denn zu viert das Schloss bewohnen. Das geschieht denn auch: Die vier »dramatis personae« sind miteinander vereint, und das Drama kann beginnen.

■ Therapeutische Deutung der Charaktere

Goethe sinnt in seinem Roman den Geheimnissen jener Anziehungskraft nach, die Menschen in Liebe zueinander führt. Woher stammt die erotische Attraktion, die oft Wille, Vernunft und Vorsatz überflutet? Im Geiste seiner Zeit zieht der Dichter naturphilosophische Spekulationen heran, um erotische Zuneigung über die Schranken der gesellschaftlichen Moral hinweg zu deuten. Er spricht von Affinität oder Wahlverwandtschaften: Bekanntlich kann ein Stoff aus einer chemischen Verbindung verdrängt werden, wenn ein anderer Stoff hinzukommt, der mehr Verwandtschaft zum primär gebundenen Element aufweist.

Die vier Elemente, die nach dem Gesetz der chemischen oder seelischen Affinität im Roman in Funktion treten, sind Eduard und Charlotte, Ottilie und der Hauptmann. Sie werden von Goethe mit großartiger Menschenkenntnis beschrieben. Eduard ist ein verwöhnter, weicher, sich keinen Wunsch versagender Mensch; Charlotte ist kühler, strenger mit sich selbst, beherrscht in allen Dingen; Ottilie ist ein rätselhaftes, liebliches Kind an der Schwelle des Frauenalters,

zart und ätherisch; der Hauptmann schließlich ähnelt Charlotte durch sein besonnenes, lebens-tüchtiges Wesen, durch eine ernste, realistische und pflichtbewusste Lebensauffassung.

Schon diese knappen Angaben können das chemische Exempel einleiten: Eduard wird von Charlotte weg zu Ottilie hinstreben; der Hauptmann und Charlotte nähern sich in anderer Weise an und empfinden füreinander eine erotische Attraktion, ohne ihr nachzugeben.

Die Tragödie wird durch die unbesonnenen Charaktere ausgelöst, und Eduard ist hierbei die treibende Kraft. Es liegt in seiner Charakterstruktur begründet, dass er angesichts einer Versuchungssituation keine Widerstandskraft besitzt und damit alle ins Verderben bringt.

Eduard ist also eine Fallstudie von Unbesonnenheit oder Zucht- und Maßlosigkeit. Seine Haltung im Roman entspringt nicht nur situationsbedingten Motivationen, sondern seiner Individualität selbst. Auf ihn zielt die Goethe'sche Sentenz aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, die tief in seine Wesensart und seinen Lebensstil hineinleuchtet:

» Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, dass es inkomplette, unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Leisten nicht proportioniert ist (*Maximen und Reflexionen, Betrachtungen im Sinne der Wanderer*) (Goethe 1982a, S. 288). «

Goethe hat diese Fallstudie gewiss nicht ohne große innere Beteiligung geschrieben. In seinem Leben war er durchwegs das Gegenteil seines Helden, aber er trug offenbar auch die Möglichkeit zu solchen Maßlosigkeiten in sich, die er weise zu beherrschen verstand. Von daher mag die Ambivalenz kommen, die sich in seiner Einstellung zu Eduard äußert. Einerseits schrieb er dem befreundeten Grafen Reinhard am 21. Februar 1810, Eduard scheine ihm »ganz unschätz-

bar, weil er unbedingt liebt«. Andererseits sagte er im Gespräch mit Eckermann (21. Januar 1827), er verstehe Solgers (des Berliner Professors für Ästhetik) Kritik an dieser Romanfigur, die diesem innerlich zu klein geraten scheine:

» Ich kann ihm nicht verdenken, dass er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich musste ihn so machen, um das Faktum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bei denen ganz wie bei ihm der Eigensinn an die Stelle des Charakters tritt (Eckermann 1992, S. 202). «

Eduard wird als das Kind reicher Eltern beschrieben, die ihn mit Verzärtelung aufzogen. Vor allem die Mutter verwöhnte ihn über alle Maßen; von daher werden seine Ich-Haftigkeit, Affekt- und Emotionsgetriebenheit sowie Überschwänglichkeit abgeleitet. Im Gespräch mit Charlotte sagt Eduard selbst über seine Kindheit:

» So war meine Mutter. Solange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte sie der augenblicklichen Besorgnisse nicht loswerden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so musste mir ein Unglück begegnet sein; durchnetzte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiss. Ich verreiste, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum anzugehören (Goethe 1982b, S. 252). «

Die Folgen dieser frühen Symbiose und Infantilisierung zeigen sich in der Romanhandlung mit erschreckender Deutlichkeit. Eduard ist nicht Person genug, um sich mit seiner souveränen und selbstkontrollierten Gattin arrangieren zu können. Daher hat er, wie die Chemiker sagen, freie Valenzen; er ist auf der Suche nach einem unbestimmten Glück.

Eduards Unbesonnenheit wird durch viele Einzelheiten belegt. Wenn er mit Charlotte zusammen musiziert, führt er seine Flötenpartie so

ungleich im Tempo und in der Qualität aus, dass Charlotte am Klavier gewaltige Anpassungsfähigkeit benötigt, um mit ihm einen Wohlklang herzustellen. Vom eintreffenden Hauptmann lässt Eduard sich, was das Technisch-Ökonomische angeht, führen und leiten, ist aber in allen Dingen ungeduldig, was nur durch seine Edelmannsmanieren gedämpft wird.

Von Ottilie ist er sofort entzückt, weil er (abgesehen von ihrer Schönheit und Anmut) spürt, dass eine solche zarte Kindfrau seinen Wünschen nach grenzenlosem Geliebt- und Anerkanntsein mehr Entgegenkommen zeigen wird als die kühle Charlotte. Er findet sie schon bei der ersten Begegnung »angenehm und unterhaltsam«, obwohl sie, wie Charlotte in Erinnerung ruft, kein Wort gesprochen hat. Tatsächlich wird Ottilie schnell zu seiner Seelenfreundin, übernimmt Arbeiten für ihn und gleicht merkwürdigerweise dabei ihre Handschrift vollkommen derjenigen von Eduard an. Das ist wohl ein Zeichen dafür, dass sich das Mädchen masochistisch und total in diesem fast väterlichen Liebhaber verloren hat.

Der unbesonnene Eduard kann bei einer platonischen Beziehung nicht stehenbleiben. Charlotte und der Hauptmann akzeptieren die von der Gesellschaft und Moral gezogenen Grenzen, und nach einer flüchtigen Umarmung entscheiden sie sich für die Trennung. Anders Eduard: Er will die Beziehung zu Ottilie gegen alle Hindernisse durchsetzen, zerstört das seelische Gleichgewicht der jungen Frau und verschuldet damit ihren späteren Tod, den auch er nicht lange überlebt.

Eduards Maßlosigkeit ist in gewissem Sinne eine leidenschaftliche und selbstherrliche. Ottilie leidet an derselben Krankheit, aber in einer abgewandelten Form. Sie ist maßlos in ihrer Hingabe, und genau das ist es, was Eduard an ihr beseligt.

Während Ottilie und Eduard im Roman-geschehen mit elementarer Wucht zueinander drängen, begegnen sich der Hauptmann und

Charlotte auf der Ebene der alltäglichen Geschäfte, des Maß haltenden Umgangs, des sensiblen und Distanz haltenden Dialogs. Sie lassen sich von ihrer Gefühlswelt nicht übermannen. Der Erzähler deutet sogar an, dass Charlotte in der durchgehenden Geformtheit ihres Wesens nicht in der Lage ist, sich im Sexuellen frei und unbefangen hinzugeben; sie bleibt überall kontrolliert:

» Charlotte war eine von den Frauen, die, von Natur mäßig, im Ehestande ohne Vorsatz und Anstrengung die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge blieb sie immer eine liebevolle Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt (Goethe 1982b, S. 321). «

Der große Menschenkenner Goethe war sich wohl bewusst, dass Menschen mit entgrenztem Ich und maßlosen Leidenschaften leicht Opfer von psychosomatischen Störungen werden. Ottilie leidet an einem undefinierbaren Kopfschmerz, der schließlich auch Eduard befällt. Die unglückliche, weil schuldhaft gewordene Ottilie versucht am Ende ihre Selbstbegrenzung durch Verhungern zu erreichen. Eduard, dem nunmehr der Wahnwitz seines Verhaltens transparent wird, ist mit seiner Lebenskraft ebenfalls am Ende.

■ Besonnenheit im Leben Goethes

Wir haben schon angedeutet, dass Goethe die Möglichkeit zu einem Eduard wohl in sich trug, aber zeit seines Lebens dahin tendierte, durch Zucht, Maß und Entsagung das charakterologisch Konträre in sich zu verwirklichen. Sein ganzer Lebenslauf zeigt ein hohes Maß von Besonnenheit, und zwar im Umgang mit der Welt und mit sich selbst. Was an Unbesonnenheit in ihm flottierte, tat er in seinen Dichtungen ab. Dort zeigte er sich selbst und seinem Leserkreis,

dass »alles unbedingte Streben früher oder später Bankrott machen müsse«.

Werther, Tasso, ja sogar Faust sind Stationen auf diesem Weg des Dichtens und Denkens, in dem immer mehr die Idee der Sophrosyne ruhmvoll hervortrat, welche der alternde Goethe mächtig verkörperte. So finden wir in seiner Spruchweisheit zahlreiche Sätze wie die folgenden:

» Die Hauptsache ist, dass man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten (Eckermann 1992, S. 379). «

Seine Gefährten des Sturm und Drang (Klinger, Lenz und andere) mussten bald erkennen, dass der Fürstenfreund und Minister in Weimar nicht mehr jener Goethe war, mit dem sie ihre tollen und wilden Streiche verüben konnten. Goethes Lebensstil war weise Mäßigung und permanente Selbsterziehung, das Schaffen einer großen und in sich ruhenden Persönlichkeit, die eine geistige Welt umspannen konnte. Was er dabei erreicht hat, rühmte Nietzsche in *Götzen-Dämmerung* mit folgenden Worten:

» Goethe konzipierte einen starken, hochgebildeten, in allen Leiblichkeiten geschickten, sich selbst in Zaum habenden, vor sich selber ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Umfang und Reichtum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, der stark genug zu dieser Freiheit ist; den Menschen der Toleranz, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er das, woran die durchschnittliche Natur zugrunde gehen würde, noch zu seinem Vorteil zu brauchen weiß; den Menschen, für den es nichts Verbotenes mehr gibt, es sei denn die Schwäche, heiße sie nun Laster oder Tugend (Nietzsche 1988, S. 151 f.). «

Literatur

- Eckermann JP (1992) Gespräche mit Goethe. Insel, Frankfurt am Main
 Goethe JW (1982a) Wilhelm Meisters Wanderjahre, KA Band VIII. In: Trunz E (Hrsg). Beck, München (Erstveröff. 1821/28)
 Goethe JW (1982b) Die Wahlverwandtschaften. In: HA Band VI. Beck, München (Erstveröff. 1809)
 Hartmann N (1926) Ethik. de Gruyter, Berlin
 Nietzsche F (1988) Götzendämmerung, KSA 6. dtv/de Gruyter, München/Berlin (Erstveröff. 1889)

Persönlichkeit braucht Tugenden

Positive Eigenschaften für eine moderne Welt

Rattner, J.; Danzer, G.

2011, VIII, 132 S., Softcover

ISBN: 978-3-642-16990-8